



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nach Beendigung des Gesanges kehrte der Montagnaro zu seinen täglichen Geschäften, dem Melken der Schafe und der Bereitung seiner Käse zurück. — Wir mußten bald nachher den Rückweg antreten; begrüßten noch einmal im Vorüberreifen die Seen, die Felsen, die Wasserfälle und kamen im Abendschein nach Luchon zurück mit müden Gliedern und der tiefen nachhaltigen Freude im Herzen, womit uns der Gestaltenreichtum, die Schönheit und die Harmonie des Naturlebens erfüllen.

Neue historische Schriften.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Chr. Josias Bunsen. 2. Band: die Herstellung. Leipzig, Brockhaus. —

Von der Richtung und dem Gehalt dieses Werkes, das in England wie in Deutschland eine so außerordentlich günstige Aufnahme gefunden und den Ruhm des frommen und gelehrten Verfassers verbreitet hat, haben wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes Rechenschaft abgelegt. (Grenzboten 1853. Heft 16). Aus dem, was wir damals gesagt haben, ergibt sich, daß wir das Werk nur uneigentlich in die Reihe der historischen Schriften aufnehmen können. Es stellt sich allerdings die Aufgabe, uns ein historisches Zeitalter zu versinnlichen; allein es wendet dabei nicht die Methode der Wissenschaft an.

Einmal geht es nicht von dem Gesamtumfang der Quellen aus, die man

Jürsprecherin der sünd'gen Welt,
Verleih, daß ich dein Antlitz schaue
Und gib, daß ich zu jeder Zeit
Anbetungsvoll mich dir vertraue.
Berthilg im Buch des Menschenfeindes
Die Namen meiner Sünden alle.
Ich grüße dich, auf die ich baue,
Grüße dich: Ave Maria!

Unschuldig bist du, rein und mild;
Demüthig will ich niederfallen.
Dein Beistand macht mich sündenrein,
Und lehrt mich, deinem Sohn gefallen.
Du bist's allein, die stets vollbracht
Was uns das Wort der Schrift gebent,
Drum höre jetzt den Gruß erschallen,
Höre mein: Ave Maria!

Maria! du lebend'ger Quell,
Voll Frömmigkeit und voll Erbarmen,
Laß mich, so lang dies Leben währt,
In andachtsvoller Lieb' erwarmen.
Vor der Verdammniß schütze mich —
Wenn einst der Geist vom Körper flieht,
Nimm du ihn auf in deinen Armen, —
Rette ihn — Ave Maria!

über das darzustellende Zeitalter befragen darf, sondern es macht einzelne Quellen zum Mittelpunkt der Darstellung und läßt die Beobachtungen, die eine ziemlich ausgebreitete Belesenheit in den übrigen Quellen verstatet hat, sich um dieses aus einer einseitigen Anschauung gewonnene Bild gleichsam krystallisiren. Diese Methode wäre die richtige gewesen, wenn es sich darum gehandelt hätte, das Leben des Hippolyt monographisch darzustellen, und wenn die vorliegenden Quellen von der Art gewesen wären, daß sie wesentlich aus sich selbst heraus verstanden werden könnten. Allein Herr Bunsen hatte sich die Aufgabe gestellt, ein Gesamtbild des Urchristenthums zu entwerfen, und er bekennt selbst, daß seine Quelle ihre kritische Stellung und ihr Verhältniß erst aus dem Studium der christlichen Gesamtliteratur der drei ersten Jahrhunderte empfangen kann. So konnte er also nach seiner Methode nur zu einer Kritik seiner Quelle, aber nicht zu einer historischen Darstellung des Zeitalters kommen; und man hat das Gefühl, daß das Ziel, welches er sich steckt, zu dem, was er wirklich geleistet, in keinem richtigen Verhältniß steht.

Ein zweiter Uebelstand ist die praktische erbauliche Tendenz des Buches. Herr Bunsen gehört einer sehr ehrenwerthen Richtung des christlichen Lebens an, der wir praktisch das größte Gedeihen wünschen, die aber zur eigentlichen Geschichtschreibung des Christenthums vielleicht am wenigsten berufen sein möchte. Obgleich sie sich ihrem Inhalt nach der Rechtgläubigkeit nähert und gegen die anmaßende Einseitigkeit des Rationalismus den entschiedensten Protest einlegt, so steht sie mit dem letzteren doch insofern auf gleichem Boden, als ihr ein bestimmtes Ideal des Christenthums vorschwebt, welches mehr aus der Gesinnung, aus der Mischung moderner und alterthümlicher Bildungsmomente und aus dem subjectiven Heilsbedürfniß hervorgeht, als aus der unbefangenen Aufnahme der Geschichte. Dieses Ideal hat einen schönen sittlichen Inhalt und wehrt auch poetische Erregungen nicht ab; allein einerseits trägt es, ohne es zu wissen, die Resultate der modernen Bildung und Gesittung, oder um das bestimmtere, wenn auch etwas verrufene Wort zu gebrauchen, der modernen Aufklärung in die historischen Studien hinein, andererseits bemüht es sich, als eine ruhende, unabänderliche Continuität darzustellen, was doch ein gewaltiger Entwicklungsproceß ist. Die Weltgeschichte hat ihre Dialektik an keiner Erscheinung so glänzend entfaltet, als am Christenthum, zwar nicht in der einfachen Hegelschen Methode, wornach jede neuere Bildungsstufe die frühere verschlang, sondern so, daß die zu verschiedenen Zeiten hervorgegangenen Bildungstribe im blühenden Leben noch immer nebeneinander bestehen. Jene Objectivität, welche jedermann als die nothwendige Eigenschaft eines Geschichtschreibers zugeben wird, ist bei einer Geschichtschreibung des Christenthums am schwersten zu erringen, weil hier Vergangenheit und Gegenwart aufs wunderbarste in eins verschmelzen, so daß man mit Gewalt die Regung des eignen

Gemüths bekämpfen muß, um nicht die Gegenstände in dem Lichte zu sehen, das unser gegenwärtiges Leben bescheint. Die streng rechtgläubige Partei würde vielleicht noch eher befähigt sein, den frühern Vorstellungen gerecht zu werden, weil sie sich mit ihrem Glauben in einer künstlichen Beleuchtung bewegt, die zwar mit dem Glaubenslicht des Urchristenthums keineswegs zusammenfällt, ihm aber doch verwandter ist. Die Idee von der Verderbniß der menschlichen Natur, von der Hilflosigkeit des menschlichen Verstandes und von der Nothwendigkeit eines absoluten Wunders, um diese sündhafte Welt zu erlösen, muß man, wenn man sie nicht selbst hat, sich wenigstens historisch construiren können, um der Urzeit des Christenthums gerecht zu werden.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß das, was wir aus diesem Buch gewinnen, unhistorisch sei; neben dem ungeheuren Zersetzungsproceß, den das Christenthum in der Bildung der alten Welt hervorrief, entwickelt es gleich von der ersten Zeit seiner Entstehung an eine ebenso große conservative, oder vielmehr organisirende Kraft. Das ist es, was unsere modernsten Philosophen gewöhnlich verkennen, wenn sie in dem Christenthum, um es als eine consequente Erscheinung zu fassen, die reine Abstraction sehen, sowie aus demselben Grunde die frühern Rationalisten alles aus dem Christenthume zu entfernen strebten, was ihrem Bilde der allgemeinen Liebe, Eintracht und Humanität widersprach. Wie jede große historische Erscheinung, enthielt auch das Christenthum widersprechende Momente in sich; und grade weil es weltumfassend war, traten in ihm die Widersprüche in einer viel kühneren Form hervor. Es war revolutionär im gewaltigsten Sinne dieses Wortes, denn es leugnete die Wahrheit der Welt, der sittlichen wie der natürlichen. Daß es aber ebenso kräftig im Organisiren war, zeigt das Gemeindeleben, die Hierarchie und die Wissenschaft, die es aus sich heraus entwickelt, die es dem profanen Staatsleben und der profanen Wissenschaft gegenüber Jahrtausende hindurch siegreich behauptet hat.

Diese historische, aber einseitige Auffassung ist diejenige, die wir in Bunsens Werke ausschließlich zu suchen haben, und in dieser Beziehung ist es um so lehrreicher, da der Verfasser nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit der ganzen Wärme seines Herzens sich in das christliche Gemeinleben vertieft. Um so etwas darzustellen, ist eine gemüthliche Theilnahme unerläßlich. Darum ist dieser uns vorliegende zweite Theil, der die eigenliche organische Darstellung enthält, interessanter, als der erste kritische. In dem ersten Abschnitte ist ein zusammengedrängter, volksmäßiger (d. h. auf das Interesse und das Verständniß des Volks berechneter) Text der Denkmäler des Urchristenthums vorgelegt, in welchem sich das Gesamtbewußtsein jener Zeit urkundlich darstellt, in Schule und Gemeinde, im Gottesdienst und in den geselligen Verhältnissen des Lebens. Die Auslegung und Anwendung dieser Bilder versucht der zweite Abschnitt zu

geben. Er führt zu dem Zweck zuerst jedes der vier aufgestellten Bilder erklärend vor Augen, läßt dann die anderthalbtausendjährige Geschichte sich darin spiegeln, welche uns von jener Urzeit trennt, und beleuchtet hierauf unsre eigne Gegenwart mit dem ausgesprochenen Zwecke, aus jenem Bilde eine praktische Anwendung für die Verbesserung unserer Zustände zu gewinnen. Die Grundlage dieses Abschnittes sind zwei urkundliche Texte: das Kirchen- und Hausbuch der alten Christen und das Gesetzbuch der vornicänischen Kirche, wie beide aus den Forschungen des ersten Bandes hervorgegangen sind. „Beide, sagt Herr Bunsen in der Vorrede, sind nur einzelne Blätter, gerettet aus der Flut der Zeit, Vermächnisse von sieben Geschlechtern, welche die weltgeschichtlichen Jahrbücher ihres stillen Lebens mit ihrem Blut geschrieben. Die Form, in welcher sie zusammengestellt und uns überliefert worden, ist die einer Dichtung, die später zum Betrüge wurde. Aber auch aus dieser Einkleidung und Verkleidung tritt das althehrwürdige Bild jener Urzeit uns verständlich vor die Augen. Der wesentliche Inhalt ist eine kindliche Nachschrift zum Bibelsbuch und zugleich eine selbstständige Probe und Erfüllung der Bibel Der Inhalt der durch Christus gegebenen Offenbarung hat seinen geschichtlichen Grund nur in dem, was die Bibel enthält: der thatsächliche, weltgeschichtliche Beweis der Wahrheit der biblischen Offenbarung liegt nur in der Kirche. Die Kirche aber ist eben vor allem jene Gemeinde, deren stillen und erhabenen Wirken in den ersten sieben Geschlechtern dieses Büchlein bezeuget.“

„Es ist schwer zu sagen, fährt später Herr Bunsen fort, ob die Ordnungen der altchristlichen Zeit, welche auf die Apostel zurückgeführt wurden, wichtiger sind durch das, was sie festsetzten, oder durch das, was sie ohne Verfügung lassen. Die Ordnungen selbst sind von großer Bedeutung, nicht nur für diejenigen Kirchen, welche ihre Lehre und Verfassung von der apostolischen Kirche herleiten, sondern auch für die, welche ihre eignen Einrichtungen unmittelbar aus den heiligen Urkunden mit christlicher Freiheit zu entwickeln den Beruf fühlen. Jene Ordnungen zeigen den ersten, daß ihre eignen Formen nicht mit dem Bewußtsein jener Zeit im Einklange stehen; sie beweisen den zweiten, daß sie ihre Bekenntnisse nicht auf den Buchstaben der Bibel allein begründen können, sondern auf uralte Sitte, die sie überkommen. Denn vieles, was sie diese drei Jahrhunderte als biblisch vertheidigt haben, ist weder biblisch noch apostolisch, die christliche Freiheit abgerechnet, von welcher sie dabei Gebrauch gemacht.“

Herr Bunsen wird im Laufe seiner Untersuchung zu der Erkenntniß getrieben, daß keine christliche Gesellschaft jenem Bilde apostolischer Wirklichkeit entspricht; allein er sucht die Abweichung nur in Mißverständnissen und Entstellungen. „Es sind krankhafte Wahnbildungen zwischen uns und jene Väter getreten und diese dunklen Flecke werden Brandflecke, wenn sie als Licht und lebenskräftig angesehen und geltend gemacht werden sollen, also wartet eine

schwere Prüfung dessen, der eine solche Vergleichung vornehmen will . . . Und doch, welcher klar und redlich forschende Geist, dem das Christenthum ein Leben und die Wiederbelebung desselben die Bedingung aller Hoffnungen für die Zukunft der europäischen Menschheit ist, fühlte in unseren schweren Zeiten nicht das Bedürfnis, sich womöglich in Lebensgemeinschaft zu setzen mit dem Geiste jenes Urchristenthums?" u. s. w.

Schon aus dieser Darstellung erhellt der vorwiegend praktische Zweck dieses Werkes. Derselbe Zweck bildet auch den Leitfaden für den weiteren Verlauf des Werkes, der durch eine Dichtung eröffnet wird, bestimmt, anschaulich zu machen, welches Bild unsere eigne Zeit im persönlichen Bewußtsein des Hippolyt abwerfen würde, wenn man ihn ihr gegenüberstellte. Es geht nämlich neben dem vom tiefsten Grunde der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus die neue Welt vorbildenden und vorbereitenden häuslichen und Gemeindeleben durch die alte Kirche eine tiefe Gedankenentwicklung her, ohne deren Darstellung das Bild jener Zeit nicht allein unvollständig, sondern in seinem tiefsten Grunde unverständlich bleibt. Diese Lücke auszufüllen ist die vorliegende Dichtung bestimmt. Sie führt den Titel: „Die Vertheidigungsrede des Hippolyt, gerichtet an das englische Volk. Eine Ansprache, gehalten in London vor einem Kreise von Freunden an den Iden des August 1851, als am Jahrestage der Beisetzung der Ueberreste des heiligen Hippolyt in den Katakomben des ager Verranus, auf der Tiburtinischen Straße, 1616 Jahre nach seinem Märtyrthum.“

Der Ton dieser Apologie klingt nur ganz leise an die Formen der urchristlichen Jahrhunderte an; eigentlich bewegt er sich ganz in der Bildungssphäre unserer Zeit, und verschmäht sogar komische Wendungen nicht, um das Gedankensystem, welches Herr Bunsen an das religiöse Leben seines Helden knüpft und namentlich das Verhältniß des Urchristenthums zu den Formen und Voraussetzungen der katholischen und protestantischen Kirche dem Zuhörer so deutlich als möglich zu machen. Auch bei dieser Rede ist die vorwiegende Tendenz eine praktische und versöhnende. — Den Schluß des Werkes, der an Umfang fast die Hälfte des Bandes ausmacht, bildet die Herstellung der echten Liturgie der alten Kirche und ihre Geschichte.

Herr Bunsen hat in dem gegenwärtigen Augenblicke auf eine für unsere öffentlichen Zustände nicht sehr erfreuliche Weise die Aufmerksamkeit Europas von neuem auf sich gezogen. In seinem politischen Leben wie in seinen religiösen Ansichten gehört er jener wohlmeinenden und höchst ehrenwerthen Richtung an, welche die als nothwendig erkannten Fortschritte der neuen Zeit so viel als möglich mit der Pietät gegen das Alte versöhnen möchte. Diese Richtung hatte sich bis jetzt innerhalb des preussischen Staatslebens wie innerhalb der evangelischen Kirche als ein allgemein anerkanntes und berechtigtes

Moment Geltung zu verschaffen gewußt. Eine Reihe von Jahren hindurch hat Herr Bunsen zur Zufriedenheit seines Souveräns den preussischen Staat in dem stammverwandten, politisch und kirchlich befreundeten Lande vertreten, welches für alle Gebildeten unsres Volkes das nächste Vorbild der Entwicklung ist. Es scheint jetzt mit Preußen soweit gekommen zu sein, daß man diese Momente ausscheiden zu müssen glaubt, um auf der einmal eingeschlagenen Bahn ungestört weitergehen zu können. Möchten die Urheber dieser unheilvollen Richtung einmal ernsthaft in sich gehen und überlegen, was für ein Spiel sie treiben. Immer mehrengt sich der Kreis derjenigen ein, die noch mit ihrem Gemüthe an dem Staatsleben theilnehmen. An willfährigen Dienern hat es freilich keine Noth, aber was für ein Gewicht diese in die Waagschale werfen, wenn einmal ein Augenblick der Krisis eintritt, darüber hat der preussische Staat in diesem Jahrhundert schon zweimal die bittersten Erfahrungen gemacht. —

Histoire de la république d'Angleterre et de Cromwell, (1649—1658).

Par F. Guizot. Tome II. Bruxelles & Leipzig, Kiessling & Comp. —

Bei der Besprechung des ersten Bandes haben wir bereits bemerkt, daß Guizot zur erschöpfenden Darstellung eines gewaltigen, aber gemischten Charakters wie Cromwell ein wesentliches Moment abging, jene innerliche Poësie, die den Leidenschaften und stürmischen Erregungen der Menschen bis auf ihre Quellen nachgeht. Guizot ist ein zu entschiedener Verstandesmensch, als daß er den Wellenschlag des Gemüths bei einer Natur, die mächtiger ist als die feinige, vollständig nachempfinden könnte. Es kommt noch ein zweiter Umstand dazu: sein Interesse an den bürgerlichen und politischen Einrichtungen Englands ist ein reflectirtes; er hat sich das Verständniß derselben erst durch ein Lehrgebäude vermittelt, das bei der Aufnahme der Thatsachen nothwendig mit einer gewissen Auswahl verfahren muß. Sie sind ihm nicht lebendig in der Fülle ihres geschichtlichen Werdens ausgegangen. Allein das Buch ist doch außerordentlich lehrreich. Alles was eine gewissenhaft-unparteiische Forschung, die sich bemüht, auch dem Fremdbartigen gerecht zu werden, aus den vorhandenen Documenten machen kann, ist hier geschehen. Musterhaft sind namentlich die auswärtigen Angelegenheiten der Republik dargestellt, und da durch die alten royalistischen Sympathien im Festlande noch immer die Ansicht verbreitet ist, jenes Zwischenreich sei trotz einzelner großer Züge ein Reich des Unrechts und der Thorheit gewesen, so wird die bedächtige und von Maximen geleitete Kritik eines ruhigen und einsichtsvollen Schriftstellers viel dazu beitragen, diese Vorurtheile zu zerstreuen. Das Reich Cromwells war ein Lichtpunkt in der dunkelsten und schwachvollsten Periode Englands; und wenn auch jene gewaltsame Erhebung, welche bei der Ueberwindung des Widerstandes

die Menschen weiter führt, als sie ihrer Natur nach hätten gehen sollen, in den Gemüthern derer, die nicht an der Spitze der Bewegung stehen, eine Reaction hervorruft, die endlich auch in den Zuständen einen Umschwung herbeiführt, und dem Anscheine nach den Gewinn jener Erhebung vollständig wieder aufhebt, so wird doch eine ruhige und unparteiische Erwägung der Thatsachen zu der Ueberzeugung führen, daß in jener kurzen Periode alles das im ersten Keim angelegt und begründet worden ist, was später England zu einer der ersten Weltmächte erhoben hat. Auf Cromwells Charakter und auf der Geschichte seiner Zeit liegen einige dunkle Flecken; fast man sie aber als ein Ganzes zusammen, so steht sie viel reiner da, als irgend eine Periode des 17. Jahrhunderts in der Geschichte des gesammten Europa. — Der Werth des Buches wird durch eine Reihe werthvoller, zum Theil neu aufgefundenener Aetenstücke vermehrt, die fast die Hälfte desselben ausmachen. Und so wünschen wir denn, daß es nach allen Seiten hin sich verbreiten und jene Aufklärung der Begriffe befördern möge, deren wir in unseren trüben und verwirrten Zeiten so sehr benöthigt sind. —

Wir können von diesem geistvollen Buch nicht scheiden, ohne eine allgemeine Bemerkung anzuknüpfen. — Guizot hat sich in der Einleitung bemüht, die Gründe aufzusuchen, weshalb die Revolution von 1689 einen glücklichen Ausgang gehabt, im Gegensatz gegen alle übrigen Revolutionen. Er hat die Sache scharfsinnig genug besprochen, aber die Hauptsache hat er doch nur oberflächlich berührt. Man mißbraucht das Wort Revolution, wie die meisten abstracten Ausdrücke, um Dinge von ganz verschiedener Bedeutung in eine Kategorie zu werfen. — Revolutionen wie die französische und die englische von 1648 beruhen auf einem Umgestaltungsproceß in der öffentlichen Meinung, der die Nationen in zwei Parteien scheidet; in welchem die neue Denkart, weil man ihre Consequenzen nicht übersieht, sich der Mehrzahl bemächtigt, und entweder durch innere Einwirkung oder auch durch äußere Gewalt die Herrschaft an sich reißt. Wenn dann die Consequenzen wirklich eintreten, so wenden sich diejenigen, die nur durch eine geistige Ueberraschung für das Neue gewonnen waren, mit einer Heftigkeit, die durch Scham gesteigert ist, auf die entgegengesetzte Seite, eine unwiderstehliche Reaction tritt ein, und der ganze Staat taumelt nach dem andern Extrem hin, bis nach längerem Schwanken sich das Gleichgewicht wiederherstellt. — Sich einer solchen Revolution zu erfreuen, ist Leichtsinns und Gedankenlosigkeit; auf sie zu speculiren, um sich der Mühe unausgesetzter saurer Arbeit für die Freiheit zu überheben, ein schwerer Frevel, denn man wirft dadurch die Geschichte in die Hände des Zufalls. — Anders war es 1689. Hier hatte sich das Gleichgewicht in der öffentlichen Meinung im wesentlichen wiederhergestellt, die Gegensätze hatten ihre Schroffheit verloren, die Nation war soweit einig, als es zum Staatsleben nöthig ist. Nun versuchte

die Laune eines doctrinären Despoten der ganzen Geschichte eine neue Richtung zu geben. Alles was wirklich im Staat lebte, empfand diese als das Verderben des Staats, und so kam es gar nicht zu einem Gährungsproceß, sondern es galt nur, ein fremdes, ganz krankhaftes Moment aus dem Organismus auszuschneiden. Auch da spielt der Zufall seine Rolle: wäre kein Wilhelm von Oranien bei dem Heer gewesen, so hätte man über den glücklichen Ausgang wenigstens zweifelhaft sein können. Aber die Hauptsache ist: wenn der Act selbst gelingt, so sind die daraus entspringenden Zustände gesund und natürlich, und eine Reaction tritt nicht ein, weil der ausgeschiedene Stoff ein fremder war. — Man sieht, daß es auch conservative „Revolutionen“ gibt. —

Les Femmes de la Révolution par I. Michelet. Bruxelles et Leipzig, Kiessling & Comp. —

Es gibt unter den Geschichtschreibern kaum zwei Naturen, die einen entschiedeneren Gegensatz bildeten, als Guizot und Michelet. Beide sind geistvoll; aber bei Guizot ist alles Reflexion, Dogma und Berechnung, während bei Michelet die Einbildungskraft und das Gemüth sich aller Fesseln des Nachdenkens entledigen. Ein Sprühfeuer von überraschenden, zuweilen sehr scharfsinnigen und treffenden, ebenso oft aber auch sinnlosen Einfällen überschüttet uns jeden Augenblick; selbst der Stil hat etwas Springendes und Hastiges, er erinnert an Frelchter und Raketen. Es sind jetzt sieben Jahre her, als seine Geschichte der französischen Revolution erschien. Das Buch gehörte mit den Werken von Louis Blanc und Lamartine zu jenen prophetischen Vorahnungen einer nahen Erschütterung, die bereits alle Gemüther durchzitterte, ehe man noch eine Vorstellung davon hatte, woher sie kommen sollte. Es war ein romantisches Buch in dieses Wortes verwegenster Bedeutung; die seltsamsten Streiflichter fielen auf jene Ereignisse, die man bis dahin mehr mit dem Verstande, als mit der Phantasie aufgefaßt hatte. Alles nahm eine andere Farbe, einen andern Ton an und man konnte sich in den bekannten Gegenden nicht mehr zurechtfinden. Ueber die leitenden Individuen hinaus, an die man bis dahin die Entwicklung der Revolution geknüpft hatte, erhob sich ein dunkler Göze, das abstracte Volk, das sich während dieser Zeit durchaus edel und unsträflich gehalten haben sollte, während alle hervorragenden Erscheinungen dem schönsten Eigennutz verfallen waren. Diese phantastische Abstraction hat damals unglaublichen Schaden angerichtet. Man vergaß es ganz, daß der wahre Geist des Volks sich eben nur in den hervorragenden Persönlichkeiten offenbart, und daß man einem eillen Schatten nachjagt, wenn man sich auf den Instinct der Masse stützen will, die als solche immer willenlos ist, und sich von den widersprechendsten Einfällen bewegen läßt. In den letzten Jahren hat es sich gezeigt, wie unsicher und schwankend die Gebäude sind, die man auf diesem

schwachen Fundamente aufführt. Das souveräne Volk hat sich zuerst den Socialisten angeschlossen, um sich dann mit Jubel das strenge Joch des Kaisers auflegen zu lassen. Es würde auch den Bourbons zugejauchzt haben, wenn sie mit einem Gefolge von Kapuzinern und Jesuiten in Frankreich eingezogen wären; denn das Jauchzen ist an sich eine angenehme Beschäftigung, wenn eine ungeordnete Menge sich erwartungsvoll zusammengedrängt, und jedes neue Schauspiel kugelt die Neugierde und gibt der Phantasie einen angenehmen Schwung. — Und doch finden sich noch immer Träumer, die auf diese gedankenlose Abstraction ihre Hoffnung gründen. Zu diesen Träumern gehört auch noch Herr Michelet. Er hat gegenwärtig aus seiner Revolutionsgeschichte eine Art von Auszug gemacht, in dem er die sämtlichen darin vorkommenden weiblichen Portraits zusammenstellt, sie weiter ausführt und unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachtet. „Im Jahre 1848“ — sagt er im Nachwort, „deutete ich auf die Initiative hin, welche unter den neuen Umständen das Weib zu ergreifen berechtigt war. Ein neuer Staat konnte nicht gegründet werden ohne die sittliche Reform der Familie, und die erschütterte Familie konnte sich nur um den Herd des neuen von der Revolution gegründeten Altars zusammenfinden. Niemand ist am Staat mehr theilhaftig, als die Frauen, weil niemand das Gewicht des öffentlichen Unglücks mehr empfindet. Die Männer geben ihr Leben und ihren Schweiß, die Weiber geben ihre Kinder, sie legen den gewichtigsten Einsatz in das Hazardspiel des Staats, sie haben also vor allem das Recht und die Pflicht, sich in die Geschicke des Vaterlandes einzuweihen zu lassen.“ — „Vergleicht einmal,“ fährt er dann fort, „das Leben eurer Mütter mit dem euren, ihr volles und starkes Leben, fruchtbar an Werken und edlen Leidenschaften und betrachtet dann, wenn ihr es könnt, die Nichtigkeit, die Langeweile und die Erschlaffung, in der eure Tage dahinfließen. Der Grund dieses Unterschiedes liegt darin, daß jene die Starken und die Lebendigen liebten, während ihr die Todten liebt. Lebendige nenne ich diejenigen, deren Thaten und Werke die Welt verjüngen, welche die Bewegung hervorrufen, sie durch ihre Thätigkeit beleben und auf ihr segeln, die mit gewaltigem Athemzug das Segel des Jahrhunderts antreiben, auf dem das Wort „Vorwärts“ geschrieben ist. Und Todte nenne ich die unfruchtbaren Menschen, die euch mit 20 Jahren durch ihre Triviolität belustigen, die euch mit 40 Jahren in die Pfade einer frommen Intrigue einführen, die euch mit Kleinlichkeiten nähren, mit Aufregung ohne Zweck, mit öder Langeweile.“ — „Töchter des langen Friedens, der sich seit 1815 hinschleppt, lernt wohl eure Lage kennen; seht ihr dort hinten die schwarzen Wolken, die bereits zu bersten beginnen? Und unter euern Füßen vernehmt ihr wol das Krachen des Bodens, das Grollen unterirdischer Vulcane, die Klagestimmen der Natur? Ach, dieser dumpfe Friede, der euch mit schmach tenden Träumen erfüllt, drückt wie ein

Alp beängstigend auf den Völkern, er geht zu Ende; danket dafür Gott, der das schwere Siegel von Blei aufhebt, unter dem die Menschheit ersticke Setzt seid ihr wieder in der hohen und schwierigen Lage eurer Mütter in den Tagen der großen Kämpfe. Denkt daran, wie sie diese Probezeit bestanden haben. Sie ließen nicht allein das Opfer über sich ergehen, sie liebten es, sie gingen ihm entgegen. Das Schicksal, das ihnen mit entblößtem Schwert entgegenging und ihnen Furcht einzuflößen glaubte, fand sie stark und lächelnd, ohne Klage und zum Tode bereit. Es schlug, die sie liebten; und auch da sagten sie in ihrer Trauer: möge der Tod sie ereilen, wenn er sie nur unsterblich macht!“ — „Vielleicht werdet auch ihr der Gefahr widerstehen; aber auch den Entbehrungen? Auch der verlängerten Verwandlung der Lage, der Gewohnheiten? Werdet ihr euch losreißen können von dieser Welt unüßer Annehmlichkeiten, die in dem gegenwärtigen Zustande unsrer Sitten die Poesie des Weibes auszumachen scheinen? — In den Jahren, die man glücklich nennt, die aber 1848 herbeiführten, als der moralische Horizont sich so verbüsterte, als die dumpfe Existenz, weder durch eine Hoffnung noch durch eine Prüfung mehr bewegt, in sich selber zusammenfiel, suchte ich oft mit ängstlicher Unruhe nach einer Aussicht, von der uns das Heil kommen könne. Wol sah ich um mich eine glänzende, liebenswürdige Jugend, begabter als jemals und auch wol fähig, sich einer Idee hinzugeben, aber für die Mehrzahl war die Klippe das Uebermaß der Bildung: die unendliche Neugierde und Beweglichkeit des Geistes, die flüchtige Sympathie für die Systeme, die nur harmonische Welt ohne Kampf und Streit versprechen, und die, indem sie jede Entbehrung unnütz machen, die Nothwendigkeit des Opfers von der Erde verschwinden lassen würden. Aber das Opfer ist das Gesetz der Welt, es ist der Punkt des Archimedes, von dem aus man die Zeit bewegen kann. Das Opfer geht aber nicht aus der Pflicht, sondern aus der Liebe hervor. Aber wo soll man noch die Liebe suchen in dieser eiskalten Welt der Interessen, der Selbstsucht, der politischen Intrigue, der Speculation? In dieser Welt liebt nur noch das Weib. Als Jungfrau liebt sie einen Tag, als Mutter liebt sie ihr ganzes Leben. Also nur von dem Weibe, nur von der Mutter kann die Initiative zu der großen socialen Umgestaltung ausgehen.“ — Wir haben diesen Dithyrambus sehr stark abgekürzt, denn es sind noch sehr viele romantische Lebensarten darin, die bedeutend weniger Verstand verrathen, als das, was wir mitgetheilt haben. Dies ist aber der Gesichtspunkt, von welchem aus die sämmtlichen bunten Bilder dieses Buches aufgefaßt sein wollen. Es sollen Beispiele sein, die uns zeigen, wie man lieben, wie man sich opfern muß, um eine sociale Wiedergeburt möglich zu machen. Die Beispiele sind nicht immer glücklich gewählt; sie sind außerdem in einem so excentrischen Gefühle und einer so romantischen Beleuchtung dargestellt, daß sie weder den Eindruck historischer

Treue noch den folgerichtiger, allgemein menschlicher Idealität machen. Der Geschichtschreiber erscheint uns bald als ein Phantast, bald scheint er es nur auf unsre Neugierde abgesehen zu haben. Allein man kann sich doch einer gewissen Theilnahme an dieser bunten Bilderreihe nicht erwehren. Und auch die Episode des großen blutigen Trauerspiels, das unsre Zeit bewegt, hat noch dramatische Kraft genug, um uns vergessen zu machen, daß sie nur Episode ist. —

William Penn oder die Zustände Englands 1644 — 1718. Aus dem Englischen frei übertragen von Ernst Bunsen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1854. —

Der Herausgeber, Sohn des preussischen Gesandten in London, hat bei der Bearbeitung seines Gegenstandes die Biographie von Diron zum Grunde gelegt, aber die größeren Werke von Clarkson und Janney dabei benutzt. Er hat sich bemüht, ein klares, vollständiges und zusammenhängendes Bild zu geben, das ohne alle äußere Zuthat nur durch seinen Inhalt das lebendige Interesse des Publicums in Anspruch nehmen sollte. Im Anhange theilt er die Widerlegungen mit, welche die Freunde Penns gegen die Anschuldigungen Macaulays aufgestellt haben. Es scheint daraus hervorzugehen, daß Macaulay in einigen, und grade den schwersten seiner Anschuldigungen sehr übereilt zu Werke gegangen ist. Indessen ganz dürfte sich die Stellung Penns zum Hofe doch nicht so aufklären lassen, wie man es wünschen möchte. Es ist immer eine sehr mißliche und zweifelhafte Lage, wenn zufällig zwei Oppositionen, die von ganz entgegengesetzten Richtungen ausgehen, sich in dem Kampf gegen den gemeinsamen Gegner zusammenfinden. Die Gründe, aus welchen Jacob II. für die Religionsfreiheit gegen die herrschende Kirche eintrat, waren sehr verschieden von denen, welche den großen Führer der Quäker bestimmten. Daß Penn den König nicht ganz durchschaute, lag vielleicht in seinem persönlichen Pietätsverhältnisse zu ihm, theils aber wollte er es auch wol nicht. Es lag in seinem Charakter eine eigenthümliche Mischung von Einfalt und Gewitztheit, und bieder wie er war und aufrat, konnte er ganz wohl als Bethörter des schlauen Fürsten erscheinen, ohne an seiner Heiligkeit etwas einzubüßen.

Das Interesse dieses Buches geht nach zwei Seiten hin: Einmal ist es ein sehr interessantes Culturgemälde für das britische Leben im 17. Jahrhundert. Daß neben einem sehr hoch gesteigerten, zum Theil raffinirten Culturleben sich in den unteren Schichten des Volkes dunklere Sympathien regen, daß das Suchen des ewigen Heils zu Formen führt, die einen Conflict zu der herrschenden Gesellschaft hervorrufen, das ist keine ungewöhnliche Erscheinung. Aber daß ein junger fein gebildeter Mann aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft sich dieser schwärmerischen Richtung hingibt, und nicht nur äußerliche Verfolgungen, sondern auch den Fluch des Lächer-

lichen auf sich nimmt, um seinen Ueberzeugungen treuzubleiben, das führt zu den seltsamsten Erscheinungen, die ebenso den Psychologen, wie den Geschichtsforscher beschäftigen müssen. Während in der Masse bei einer solchen Richtung nur der dunkle mit sich selbst übereinstimmende Instinct sich gegen die herrschende Bildung empört, tritt in diesem Falle in die neugewonnene Ueberzeugung ein Moment der Reflexion ein, das zuweilen einen höchst wunderlichen Eindruck macht. Daß der hoffnungsvolle Sohn eines bei Hofe wohl-angeschriebenen Admirals einer schwärmerischen und dem Anscheine nach staatsgefährlichen Richtung sich anschloß, konnte ihm von seiner Familie zwar schwer verdacht, aber doch vergeben werden, solange in diesem Widerstande etwas Mitterliches lag. Daß er sich daneben aber auch noch die äußeren Formen dieser Secte aneignete, daß er am Hofe und selbst vor dem König beständig den Hut auf dem Kopfe behielt und alle Welt bugte; daß nicht nur der Pöbel, sondern seine Standesgenossen ihm überall mit Hohn und Spott folgten, das mußte ihn in den Augen seiner ehrgeizigen Familie so herabsetzen, daß nur ein eiserner Wille, eine unbeugsame, ausdauernde Entschlossenheit und daneben ein kalter, nie in Verwirrung zu setzender Verstand ihn in der Gesellschaft wieder rehabilitiren konnte. Und daß ihm das auf das vollständigste gelungen ist, macht seinem Charakter wie seiner Einsicht alle Ehre. Trotz jener barocken Formen wußte er unter Umständen den Hofmann, den Cavalier, den Rechtsgelehrten mit großem Erfolge hervorzuführen, und während er auf der einen Seite mit rührender Einfalt und Hingebung sein ganzes Vermögen für seine Sache aufopferte, entwickelte er auf der andern eine Umsticht, Kälte und Verschlagenheit, die dem besten Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Ob eine so seltene Vereinigung ausgezeichnete Eigenschaften sich nicht auf einen natürlicheren Wege hätte Geltung verschaffen können, diese Frage müssen wir hier beseitigen, da wir sonst unsre Kritik an die Thatfachen selbst legen müßten.

Die zweite Seite des Gemäldes ist aber wichtiger. Penns Stellung richtiger zu würdigen, müssen wir unsern Blick auf Amerika werfen, wo sich unter seiner mittelbaren und unmittelbaren Leitung ein Staatsleben entwickelte, das nicht nur einen der wesentlichsten Grundsteine für die spätere Befreiung der Colonien gebildet hat, sondern das gleich bei seinem Ursprunge eine viel edlere, menschlichere und verständigere Form annahm, als die übrigen Ansiedlungen. Zu diesem Erfolge war nun das schwärmerische Moment der neuen Lehre ein unentbehrliches Erforderniß. Nur ein erhöhter und gesteigerter Glaube konnte den englischen Eichenherzen jenen Abscheu vor dem Menschenblut einflößen, die den Quäkern eine so würdige und edle Stellung gegenüber den Indianern verschaffte. Das hat den Quäkern in jener wilden Zeit eine historische Bedeutung gegeben, welche sie in unsern Tagen der allgemeinen Abschwächung nicht mehr erlangen werden. Ein Verein wie der der Quäker kann nur als

ein exceptioneller gedacht werden; er setzt als nothwendige Basis die Existenz eines Staatslebens voraus, welches sich nicht scheut, gegen den Uebermächtigen unter Umständen das Schwert zu ergreifen. Die ganze Welt zu Quäkern zu machen, wie es die heutigen Friedensfreunde versuchen, das wird solange unmöglich sein, als die Menschen überhaupt von Leidenschaften bewegt werden.

Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters vom Standpunkte der Cultur für die oberen Classen der Gymnasien von Prof. Gustav Zeyß. Weimar, Böhlau. —

Dieses Werk, welches zugleich den zweiten Theil des Lehrbuchs der allgemeinen Geschichte ausmacht, zeigt durchweg die Hand eines tüchtigen, auf die unmittelbaren praktischen Zwecke bedachten Schulmanns. Da für den umfassenden Zeitraum, den dieser Theil behandelt, nur ein verhältnißmäßig enger Raum verstattet war, und da die eigentlich politische Geschichte als Leitfaden der ganzen Entwicklung nicht eingeschränkt werden konnte, so war die Aufgabe, in diesen Kreis ein Bild der allgemeinen Culturverhältnisse zu weben, so daß, ohne der Uebersichtlichkeit zu schaden, doch eine gewisse Vollständigkeit erzielt wurde, gewiß eine sehr schwierige. Soweit es bei einer ihrer Natur nach bedingten Aufgabe möglich ist, hat der Verfasser seinen Zweck erreicht. Die verschiedenen Seiten der Cultur, soweit sie überhaupt in den Gesichtskreis eines Schülers gehören, haben alle ihre angemessene Stelle gefunden, und es ist überall soviel von ihnen gesagt, daß man sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon machen kann, da die bloße Anhäufung von Namen und Zahlen für die Culturgeschichte noch weniger Sinn haben würde, als für die politische Geschichte. Der Hauptzweck, als Grundlage zu Vorträgen zu dienen, und ein leichtes, bequemes Nachschlagen zu verstaten, ist nicht hintangesezt, und trotzdem kann man in dem Buche frischweg lesen, so daß es nicht bloß für Schüler eingerichtet ist, sondern auch dem Gebildeten überhaupt dienen kann, der auf eine bequeme Weise die halbverwischten Bilder der Geschichte in sich zu erneuen wünscht. Außerdem hat es der Verfasser verstanden, ohne auf umfassende Excurse einzugehen, die hier gewiß nicht am Ort gewesen wären, durch einfache Darstellung des Sachverhalts dem Urtheil einen richtigen Fingerzeig zu geben. Und das dürfte doch für den Geschichtsunterricht in den Schulen nothwendig sein. Denn wenn auch nichts verkehrter ist, als dem Schüler, der zunächst eine Einsicht in die Thatfachen gewinnen soll, eine bequeme Handhabe zu altklugen Ansichten und Meinungen zu geben, so wäre es doch ebenso falsch, ihn ohne alle Beihilfe der Gewalt der Thatfachen zu überlassen. Denn von allen Eindrücken der Jugend erhält sich keiner solange, als das Resultat eines guten Geschichtsunterrichts, und nur wenigen ist es gegeben, sich nachträglich durch eigne Forschungen über die Urtheile zu erheben, die sich fast

ohne Juthun ihres Bewußtseins als Reminiscenzen an früher Empfangenes bei ihnen gebildet haben. —

Die französischen Revolutionstribunale und das Geschwornengericht von Adolph Buchner. Erlangen, Enke. —

Das kleine Werk hat nicht den Zweck, wie man etwa aus dem Titel vermuthen könnte, mit Anwendung der aus den Erfahrungen des Revolutionstribunals gewonnenen Resultate, ein Gutachten über das Institut der Geschwornen überhaupt abzugeben, sondern es enthält wesentlich eine historische Monographie, wenn auch mit etwas rechtswissenschaftlicher Tendenz. Der Verfasser sucht nachzuweisen, welche Mißgriffe in der Auffassung des Geschworneninstituts die französischen Revolutionsmänner verleitet haben, einen Gerichtshof einzusetzen, der das sinnlose und gefügige Werkzeug einer rohen Tyrannei wurde. Wenn auch der Hauptgrund in der Erschütterung aller sittlichen Begriffe liegt, die von einem Revolutionszeitalter nicht zu trennen ist, weil das Alte seinen Glauben verloren und das Neue noch keine feste Form gewonnen hat, so waltet dabei allerdings noch ein Mißverständniß ob, in welches zu verfallen man noch heute allzu geneigt ist. Man liebt es auf ganz unbestimmte Weise, die Geschwornen als eine Schutzwehr der Freiheit gegen die Uebergriffe der Tyrannei und ihre sogenannte moralische Ueberzeugung als eine höhere Form des Rechtsbewußtseins gegenüber der Form des richterlichen Urtheils aufzufassen. Diese Ansicht ist falsch und verleitet zu den verderblichsten Consequenzen. Denn die sogenannte moralische Ueberzeugung nimmt ihren Inhalt aus den wechselnden Strömungen der öffentlichen Meinung, und wenn sie nicht an sehr strenge Formen gebunden ist, so artet sie leicht in bloße Willkür aus. Das Institut der Geschwornen ist einerseits ein unentbehrliches Rechtsmittel zur Feststellung des Beweises, seitdem die Folter abgeschafft ist; andrerseits ein Mittel, den Inhalt des geschriebenen Rechts mit dem Bewußtsein des Volks in ununterbrochener lebendiger Wechselwirkung zu erhalten. So sehr man also auch wünschen mag, grade in den sogenannten politischen Processen die Sache aus den Händen gelehrter, dem Leben entfremdeter Richter in die Hände warmführender Privatleute zu spielen, so nehmen wir doch keinen Anstand, zu erklären, daß bei der neuen Einführung von Geschwornen politische Prozesse die aller schlechteste Vorbereitung sind. Denn hier sind die Begriffe nothwendig unklar und schwankend: und wenn das Institut der Geschwornen Boden gewinnen soll, so muß die Vorschule sehr bestimmte, unzweifelhafte Rechtsbestimmungen durchmachen. Wir sind gewiß von der übergroßen Härte in politischen Processen fest überzeugt, aber solange die Gesetze existiren, müssen sie auch ausgeführt werden; denn Leichtsinns den Gesetzen gegenüber ist schlimmer, als das mit dem einzelnen Falle verknüpfte Unheil. Um gegen jene Härte eine

Abhilfe zu finden, gibt es nur zwei Mittel: theils die Geseze zu verbessern, die durch ein Uebermaß in der Anwendung der Abschreckungstheorie aufgehört haben, das zu sein, was sie sollen, nämlich eine richtige Feststellung zwischen Schuld und Strafe, theils, solange dies noch nicht thunlich ist, eine Anwendung des königlichen Gnadenrechts, welches ja den einzigen Sinn hat, die im geschriebenen Geseze noch nicht durchgeführten Veränderungen im allgemeinen Rechtsgefühl vorläufig für den einzelnen Fall geltend zu machen. Wenn man das königliche Gnadenrecht nach einer andern Seite hin ausübt, wenn man z. B. wol gar aus politischen Motiven bei Injurienprocessen die Strafe des Beleidigers modificirt, so ist das eine ebenso gefährliche Abweichung vom geraden Wege, als bei den Geschwornen das Uebergewicht der sogenannten moralischen Empfindung über das durch Geseze fixirte Rechtsbewußtsein. Es ist dies ein Gegenstand, der sehr ernst in unsre gegenwärtigen Zustände eingreift, den wir aber hier nicht nebenbei behandeln können, weil er nur durch eine vollständige und unbefangene Untersuchung erledigt werden kann. Wir meinen nämlich das von allen Seiten laut werdende Verlangen einer Amnestie für die politischen Verbrechen der Revolutionszeit, das auch wir auf das eifrigste befürworten. —

Histoire de ma jeunesse, par François Arago. Précédée d'une préface par Alex. de Humboldt, et suivie d'une notice complétant l'histoire de sa vie et de ses travaux jusqu'à sa mort. Bruxelles & Leipzig, Kiessling et Comp. —

Der große Naturforscher hat uns in diesem Werke ein theures Vermächtniß hinterlassen: die Geschichte seiner Jugend, die durch die mannigfachen bunten Abenteuer bewegt war. Seine Erlebnisse in Algier sind mit liebenswürdiger Heiterkeit und einem höchst freien Humor erzählt. — Das Vorwort von Humboldt, der seinem ebenbürtigen Freunde mit schöner Wärme die letzten Ehren erweist, enthält eine sorgfältig geordnete Zusammenstellung der Arbeiten, durch die sich Arago in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich gemacht hat. — Der Verfasser des Nachtrags hätte etwas behutsamer in der Auswahl der Thatfachen zu Werke gehen sollen. — Das ganze Büchlein macht einen sehr angenehmen Eindruck, und ist um so mehr zu empfehlen, da es in eine Zeit fällt, die an tüchtigen Charakteren nicht überreich ist, und der es daher Noth thut, sich zuweilen an dem Anblick einer bessern Existenz zu erfrischen und zu erwärmen. —

G. A. Graf von Barfus, Königl. Preuß. Generalfeldmarschall. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. von Brandenburg, insbesondere der Feldzüge gegen die Türken 1683, 1686, 1691. Von Franz Wilh. v. Barfuß = Falkenberg, Generalmajor a. D. Berlin, Wilhelm Herz. —

Wir haben in dieser sorgfältig geschriebenen kleinen Monographie das interessante Bild einer merkwürdigen und einflußreichen Persönlichkeit, die für die erste Bildungsgeschichte des preussischen Staats nicht ohne Bedeutung gewesen ist und die uns zum Theil die Widersprüche versinnlicht, an welche man sich bei Männern einer werdenden Monarchie gewöhnen muß, wenn man ein gerechtes Urtheil über sie fällen will. —

Récits de l'histoire de France par L. A. Courgeon. Première période: la gaule indépendante et la gaule romaine. Paris, Hachette et Comp. —

Der Verfasser beabsichtigt kein eigentliches Geschichtswerk, sondern ein anziehendes und belehrendes Lesebuch zunächst für die Jugend bestimmt. Er gibt daher nur die allgemeinen Umrisse der Gegenstände an, aber er hat ihnen durch Gesinnung und ansprechende Form ein gewisses Leben zu verleihen gewußt, wie es für ein solches Unternehmen zweckmäßig ist, und zeichnet sich außerdem noch durch eine bescheidene anspruchslöse Haltung aus. —

Aus Berlin.

Den 22. Mai.

Man begegnet jetzt in den Zeitungen häufig dem Raisonnement, daß die letzten Personalveränderungen in Preußen, so auffällig und schmerzlich sie seien, doch keinen begründeten Anlaß zu ernstern Besorgnissen darböten. Die preussische Regierung habe ihrer Politik, die im Großen und Ganzen mit den Tendenzen der Westmächte und mit den Interessen des eignen Landes im Einklang stünde, durch Stipulationen von völkerrechtlicher Bedeutung feste Bahnen angewiesen, die nicht mehr verlassen werden könnten; selbst Personen von entschieden russischer Färbung würden sich den Verpflichtungen, die der Staat durch bedeutungsvolle Acte einmal übernommen habe, nicht entziehen können. Man hat sogar in Erwägung gezogen, inwieweit bei uns Whigmasregeln durch Tories durchgeführt werden könnten, und — wie mir scheint — schon durch diese unglückliche Parallele, selbst wenn man ihre Unzulänglichkeit nachweist, einen bedenklichen Irrthum genährt. Ich lasse es dahingestellt sein, ob die Verbreiter dieses Raisonnements an seine Stichhaltigkeit selbst glauben oder ob sie es nur als eine gute Zeitungstaktik betrachten, durch welche dem Ministerium die Bedeutung seiner völkerrechtlichen Verpflichtungen mit nachdrücklicher Wirkung ans Herz gelegt werden soll; aber ich kann mich nicht enthalten, das Raisonnement in sich als falsch und in taktischer Beziehung als gefährlich zu bezeichnen.